



Dr. Juliane Pegels

Jenseits von Gemüse

Urbane Gärten als neue Gemeinschaftsorte



Stadt- und Freiräume sind wesentliche Elemente unserer Städte. Unbebaute, öffentlich zugängliche Räume haben unterschiedliche Funktionen und dienen je nach Standort verschiedenen Akteurs- und Nutzerinteressen. Wer aufmerksam durch eine Stadt geht, dem entgeht kaum, dass ein innerstädtischer Platz etwas anderes bietet als eine neugestaltete Uferpromenade oder ein urbaner Park. Parallel zu einer wachsenden Wertschätzung von Stadträumen als Standort- und Adressfaktoren werden öffentlich zugängliche Räume intensiver von der diverser werdenden Gesellschaft genutzt. Sie ermöglichen heute vielleicht mehr denn je verschiedenen Gruppen: Begegnung und Kommunikation, Darstellung und Protest, Verweilen und Erholung, körperliche Ertüchtigung und gemeinschaftliches Tun.

Stadtbewohner ergreifen Initiative

Im Reigen der unterschiedlichen Typen von Freiräumen fällt eine Art neuerdings auf: urbane Gemeinschaftsgärten als ungewöhnlich gestaltete, grüne Oasen inmitten städtischer Strukturen. Was auf den ersten Blick irritiert, entpuppt sich auf den zweiten Blick als Orte der ernsthaften Auseinandersetzung mit Natur in der Stadt, der Gemeinschaft, der Partizipation, der Integration und des gegenseitigen Lernens. Auch wenn urbane Gartenprojekte noch in Nischen jenseits breiter Wahrnehmung liegen, zeichnet sich in diesen Räumen doch Besonderes ab: Stadtbewohner ergreifen Initiative, organisieren sich mit Gleichgesinnten und machen urbane Flächen auf kreative Art und Ressourcen schonende Weise urbar. Dabei widmen sie nicht nur viele Stunden ihrer Zeit dem Kultivieren von Nutzpflanzen, sondern leisten viel mehr: Sie schaffen neue Gemeinschaftsräume, die an Dorfplätze oder „Draußen-Wohnzimmer“ erinnern, wie eine Berliner Gärtnerin treffend charakterisierte.

Diese neuen gemeinschaftlich initiierten und gestalteten Räume fordern unser bisheriges Verständnis von Stadträumen heraus. In der Auseinandersetzung mit öffentlich zugänglichen Räumen richtete sich der Blick oft auf zentral gelegene Stadtplätze vor historischen Kulissen oder hochfrequentierte Einkaufsmeilen. Sie wurden umgestaltet, bespielt und als wichtiger Standortfaktor erkannt. Auch in Kontexten des Strukturwandels gewann die Gestaltung von Freiräumen an Bedeutung. Kaum eine städtebauliche Entwicklungs- und Stadtumbaumaßnahme wird nicht von einem freiraumplanerischen Konzept flankiert. Je nach Kontext und Rahmenbedingungen sind immer wieder neue Ideen und Ansätze zur Qualifizierung der Stadtlandschaft gefragt. Dass dies nicht mehr ohne die Einbeziehung unterschiedlicher Akteure geschehen kann, steht außer Frage. Doch auch hier gilt es tradierte Entwicklungsmuster abzulegen und neue Formen der Koproduktion zu erproben.

Neue Formen der Koproduktion

Schon immer waren viele Stadträume das Produkt unterschiedlicher Akteure und deren Ressourcen. Anders als lange angenommen, entstehen und existieren viele Plätze, Parks und Promenaden im Schnittbereich kommunaler und privater Akteure. Während sich in den Innenstädten beispielsweise Unternehmen, Stiftungen, Hochschulen oder Kirchengemeinden als nichtkommunale Akteure in der Entwicklung von öffentlichen Räumen engagieren, involvieren sich in Quartieren vermehrt auch Bürger. Ihr Engagement reicht von Patenschaften für Grünflächen im Kleinen bis zu Bürgerstiftungen, die sich der Erhaltung und Pflege großer Parkanlagen annehmen. Mit dieser Art der Mitwirkung geben sich aber nicht alle zufrieden; viele Menschen wollen mehr: Sie wollen Freiräume in der Stadt nach ihren eigenen und zunächst ungewohnt erscheinenden Vorstellungen gestalten und nutzen. Dabei suchen sie nicht Erholung durch Konsum, sondern investieren viel Kraft und Zeit um Flächen in der Stadt wieder urbar zu machen, um sich dort gemeinschaftlich dem Anbau von Nutzpflanzen zu widmen.



Abb. 1: Prinzessinnengärten Berlin-Kreuzberg (Fotos: Juliane Pegels)



Der Anbau von Nutzpflanzen in der Stadt ist nichts Neues. In verschiedenen, insbesondere Notzeiten haben die Menschen in Städten gegärtnert. Im Ruhrgebiet bauten beispielsweise die Bergarbeiter am Rande von Werkgeländen, auf Grabeland oder illegal angeeigneten Flächen Gemüse zum eigenen Verzehr an. Aber schon hier, in diesen urbanen Gärten, ging es vor allem für Zugewanderte nicht allein um den Anbau von solchem Gemüse, das man aus der Heimat kannte und in neuer Umgebung nicht erwerben konnte. Die Gärten waren wichtige Begegnungs-, Aufenthalts- und Austauschorte in der Fremde.

Renaissance der Gartenprojekte

Was in der Montanregion Ruhrgebiet lange zum Alltag gehörte, erlebt derzeit eine Renaissance. In Berlin werden mittlerweile über 100 urbane Gartenprojekte gezählt. In anderen Großstädten steigt die Zahl ebenfalls. Nach Schätzungen von Expertinnen der Gartenszene kann man von etwa 500 urbanen Gärten in Deutschland ausgehen. So groß die Zahl ist, so vielfältig sind auch die Projekte. Sie unterscheiden sich in vielerlei Hinsicht: durch ihre Entstehungsmotive und -prozesse, ihre Kontexte, Lagen, Größen, Anbau- und Gestaltungsarten sowie interne Organisations- und Kooperationsformen. Allen Gärten aber ist gemein, dass es sich um eine neue Ausprägung von gemeinschaftlich genutzten Räumen handelt, dass sie von großem ehrenamtlichen Engagement getragen werden, mit geringen finanziellen und materiellen Ressourcen entstehen und sich neben der Kultivierung von Nutzpflanzen auch anderen Aktivitäten widmen. Die Menschen kommen nicht nur zusammen, um ihre Beete zu bestellen, sondern tauschen sich aus, arbeiten gemeinsam, teilen Wissen und Ernte, feiern, kochen und sorgen füreinander.



Abb. 2: Prinzessinnengärten Berlin-Kreuzberg

Als Vorreiter der aktuell boomenden urbanen Gartenprojekte gelten u.a. die interkulturellen Gärten, die von der Stiftungsgemeinschaft *anStiftung&ertomis* betreut werden. Mitte der 1990er Jahre hatten bosnische Flüchtlingsfrauen geäußert, dass sie insbesondere ihre Gärten vermissen würden. Dieser Wunsch, auch in der Fremde gärtnern zu können, wurde ih-

nen erfüllt. Es wurde eine Fläche gefunden, ein Garten angelegt, auf dem noch heute viele Menschen unterschiedlicher Herkunft und Nationalität gemeinsam gärtnern. Die internationalen Gärten in Göttingen wurden zu einem Vorbild, das in den Folgejahren viele Nachahmungen fand. Die Anzahl der von der Stiftungsgemeinschaft betreuten Gartenprojekte ist auf über 200 gestiegen. Sie berät Garteninitiativen in ihrer Gründungsphase, kümmert sich um Vernetzungsarbeit, veranstaltet Workshops und begleitet und evaluiert Projekte.¹



Abb. 3: Gemeinschaftsgarten Neuland, Köln-Bayenthal

Neue Wurzeln schlagen

In der begleitenden Forschung wird deutlich, dass Gemeinschaftsgärten insbesondere für Migrantinnen wichtige Orte sind. Sie erlauben vielen Zugewanderten – je nach kultureller Gepflogenheit –, an ihre heimatlichen Gartentraditionen anzuknüpfen und das Gärtnern als wichtige und familienernährende Betätigung wieder aufzunehmen. Damit können sie zur gesunden Ernährung ihrer Familien beitragen, was nicht nur Beschäftigung, sondern auch Anerkennung generiert. Für viele Frauen ist ein urbaner Garten einer der wenigen Orte jenseits der eigenen vier Wände, an denen sie sich betätigen dürfen; es ist ein Ort, an dem sie ihresgleichen treffen, ihre Sorgen teilen können und neue Kontakte knüpfen. Die Arbeit mit Pflanzen hilft den Menschen zu regenerieren, sich von Strapazen und Folgen der Entwurzelung zu erholen. Das Gärtnern ermöglicht den Menschen, in der Fremde neue Wurzeln zu schlagen. Die positive Wirkung von Gärten auf körperliches und seelisches Wohlbefinden steht außer Frage (vgl. Baier 2013, Müller 2002, Müller 2011).

Aber nicht nur den interkulturellen oder internationalen Gärten wird positive Wirkung nachgesagt. Auch Nachbarschafts-, Kiez- oder Bewohnergärten sind in vielen Stadtteilen zu gemeinschaftlich genutzten Räumen geworden. Es sind Orte, an denen Menschen unterschiedlicher gesellschaftlicher, sozialer und ethnischer Herkunft zusammenkommen und über das gemeinsame Gärtnern etwas bewegen. In einigen Fällen bauen sie „nur“ erfolgreich Gemüse an und teilen dies unter-

¹ Siehe auch: www.anstiftung-ertomis.de

einander auf. In anderen Fällen werden Kinder und Jugendliche über Projekte wie z.B. Schul- oder Kita-Garten-AGs oder Sommercamps ans Gärtnern und damit an die Natur und ihre Zusammenhänge herangeführt. In anderen Gärten sind es bestimmte Zielgruppen, deren besondere Bedürfnisse im Garten thematisiert werden. So widmet sich der Frauengarten in Oberhausen anderen Frage- und Aufgabenstellungen als beispielsweise der Mädchengarten in Gelsenkirchen oder die Gartenaktivitäten im Ökologischen Bildungszentrum in München, wo u.a. mit Patienten und unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen gearbeitet wird.



Abb. 4: Gartendeck St. Pauli, Hamburg

Entstehungsprozesse und Themensetzung

So vielfältig die Projekte und Aktivitäten in urbanen Gärten sind, so unterschiedlich sind auch ihre Entwicklungs- und Entstehungsprozesse. Während einige Gärten durch bottom-up-Initiativen engagierter Bürger ins Leben gerufen werden, entstehen andere Gärten auf Betreiben von Quartiersakteuren oder Stadtteilvereinen. Gleichmaßen vielfältig sind die Motive der jeweils gärtnernden Menschen, sich zu engagieren. Während beispielsweise in Köln-Bayenthal mit der spontanen Besetzung eines brachliegenden Grundstücks zunächst ein Signal gegen die anstehende Stadtentwicklung gesetzt werden sollte, ist das Gartendeck in Hamburgs St. Pauli aus einem Theaterfestival hervorgegangen. Beide Gärten sind mittlerweile zu beliebten, von unterschiedlichen Menschen frequentierten, grünen Oasen in der Stadt geworden, in denen neben dem Gärtnern Fragen zur Stadt- und Freiraumentwicklung, zum Ressourcenschutz oder zur Quartiersentwicklung thematisiert werden. Dies geschieht nicht nur über den Austausch innerhalb der gärtnernden Gemeinschaft, sondern auch über Aktivitäten wie Corporate Volunteering, Ausstellungen, Diskussions- oder Vortragsveranstaltungen, die Menschen aus der Umgebung anlocken. Auch in den medial präsenten Prinzessinnengärten in Berlin geht es nicht mehr um das Gärtnern allein: Das ehemals brachliegende Grundstück inmitten Kreuzbergs ist zu einem international bekannten wie lokal geschätzten Treffpunkt mit florierender Gastronomie geworden, an dem neben dem mobilen Anbau von Gemüse Themen der

sozialen Landwirtschaft, der Nachhaltigkeit und der Stadtentwicklung erörtert werden.

Urbane Gärten sind weder „paradiesische oder gar perfekte Orte und sie können auch keine Wunder vollbringen“ summieren die Autorinnen eine Studie zu aktuellen Gartenaktivitäten. Doch sie räumen ein, dass Gärten kleine Beiträge zur Verringerung lokaler Missstände oder zur Kompensation gesellschaftlicher Ungleichheiten leisten können (Apel et al. 2011). Auch wenn urbane Gärten als neue Gemeinschaftsorte nur kleine Beiträge leisten, sind diese bedeutsam genug, um dieser neuen Art von gemeinschaftlich genutzten Freiräumen eine Chance zu geben. Sie stehen vor allem für Projekte, in denen Bürger sich für die Lebensqualität ihrer Stadt engagieren, Verantwortung übernehmen und Räume schaffen, in denen Menschen unterschiedlicher Herkunft zusammenkommen. Allein diese Leistung ist nicht genug zu würdigen. Mit vergleichsweise geringem Einsatz von materiellen und finanziellen Ressourcen bieten urbane Gemeinschaftsgärten die Chance, wichtige Orte der Gesellschaft, der Partizipation, der Bildung und der Naturbezüge zu sein. Und damit bereichern sie die Vielfalt von Freiräumen in unseren Städten auf neue Weise.

Juliane Pegels, Dr.-Ing. und MSUP (USA)

Studium der Architektur an der RWTH Aachen und Urban Planning an der Columbia University, New York City. Nach Mitarbeit in verschiedenen Büros und in Lehre und Forschung verschiedener Hochschulen im In- und Ausland seit 2011 selbstständig im Büro stadtforschen.de – Stadtforschung. Entwicklung. Kommunikation, Essen

Projekthinweis

Die Autorin bearbeitet derzeit im Auftrag des Bundesministeriums für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung und des Bundesinstituts für Bau-, Stadt- und Raumforschung ein Forschungsprojekt mit dem Ziel, die Rolle und Bedeutung von Gemeinschaftsgärten für die Stadtentwicklung zu erörtern und dabei zu untersuchen, welchen Beitrag sie insbesondere in benachteiligten Quartieren leisten können. Ergebnisse werden im Frühjahr 2014 erwartet. Aktuelle Informationen zum Projekt sind zu finden unter: http://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/FP/ReFo/Staedtebau/2013/Gemeinschaftsgaerten/01_Start.html

Quellen:

- Apel, Ilka/Grebe, Christina/Spitthöver, Maria (2011): Aktuelle Garteninitiativen. Kleingärten und neue Gärten in deutschen Großstädten. university press, Kassel.
- Baier, Andrea (2013): „Wie soll man gesund sein, wenn man keine Arbeit hat?“ Gesundheit und soziale Ungerechtigkeit. Erfahrungen einer Frauengruppe mit einem Gesundheitsprojekt. oekom Verlag, München.
- Müller, Christa (2002): Wurzeln schlagen in der Fremde. Die internationalen Gärten und ihre Bedeutung für den Integrationsprozess. oekom Verlag, München.
- Müller, Christa (Hg.) (2011): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. oekom Verlag, München.